

# Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

N<sup>o</sup> 47.

1881.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

## Herrschen oder dienen?

Roman von M. Kautsky.

(20. Fortsetzung.)

Es war Morgen, als Madame Douais, aus einem unruhigen Schlafe erwachend, in Elviras Schlafgemach trat, um nach ihr zu sehen. Das Bett war unberührt; durch die Spalten der Thür drang Licht.

Elvira war noch in ihrem Boudoir. Die gute Duenna horchte; es war still, nichts regte sich. Sie öffnete leise die Thür, und nachdem sie den Kopf ein wenig refognoszirend vorgestreckt, trat sie endlich ein.

Die Lampen droten zu verlöschen. Als sie näher trat, bemerkte sie Elvira vor ihrem Schreibtisch in ein Fauteuil zurückgelehnt. Sie schlief. — Seitwärts lagen Schriften und Dokumente, einiges davon zerrissen, andres unter Bändschleifen gebracht. Zwei kwertirte Briese mit den Aufschriften: Fritz Berger und Impresario Marchetti lagen vor ihr, und darunter der ganz ausgefüllte Kontrakt, der sie für zwei Jare einem amerikanischen Manager verpflichten sollte. Ihr Name war unter den des Unternehmers gesetzt, der Kontrakt war gültig.

Die gute Douais schüttelte den Kopf, sie war durchaus nicht einverstanden mit diesem Beschluß. Einigermassen besorgt warte sie sich wieder der Signora zu. Das graue Zwielficht des frühen Morgens und das glackernde einer verlöschenden Lampe ließen Elviras Antlitz plötzlich so fal, fast leichenhaft erscheinen. Madame Douais berührte ihre Hand, sie war eisigkalt, ein tiefer Seufzer, der jetzt der Brust der Schläferin entstieg, klang wie ein schmerzliches Aufschluchzen. „Mein Gott, was ist denn nur vorgegangen,“ dachte sie, „sie hat wol die ganze Nacht hier geschrieben und geweint, — ach freilich, ihr Taschentuch ist auch ganz feucht noch, und sie ist endlich vor Ermüdung eingeschlafen. Bon dieu, wenn sie's so fort macht, wie lange wird sie's treiben? Und heute Abend soll sie wieder singen — das arme Kind!“

Sie war wirklich bekümmert, aber ihre Neugier war dadurch nicht gemäßig, und ihre Augen forschten aufs neue nach den in wilder Unordnung herumliegenden Gegenständen. Alle Laden waren herausgerissen, zum Teil ihres Inhalts entleert, und dieser mußte in diese kleinen Pakete gebracht worden sein, die versiegelt auf einer Seite des Schreibtisches aufgehäuft lagen. „Bon dieu, es ist grade, als ob sie ihr Testament gemacht hätte oder als ob sie morgen schon nach Amerika reiste, — es ist mir unbegreiflich!“

Elvira sur jetzt aus dem Schlafe auf. Mit großen, verstörten Augen sah sie um sich.

„Sie müssen ins Bett, teure Signora,“ bat die Douais, „Sie bedürfen der Ruhe, wie sollen Sie abends die Aida singen.“

Elvira war kraftlos wieder gegen die Lehne zurückgefunken. „Es ist spät geworden — oder vielmehr früh —, ich bin recht müde.“ Sie stützte sich auf den Arm der guten Douais und ließ sich nach ihrem Schlafzimmer geleiten.

### Vierzehntes Kapitel.

In die Calle Minio drang ein früher Sonnenstral. Domenika, barfuß, ein dünnes Röckchen sehr nachlässig umgebunden, zerrauft wie immer, war auf den Balkon herausgetreten, um eine Bütte mit Spüllicht gleich von diesem erhabenen Standpunkte aus nach dem Gäßchen zu entleeren; aber einmal draußen und in Freiheit, fand sie es nicht für nötig, sogleich wieder zu den häuslichen Verrichtungen, die ihrer harten, zurückzukehren. Sie legte die Hände auf dem Rücken zusammen, und von einem Fuß auf den andern tretend, wiegte sie sich in den Hüften und guckte mit weit offenem Munde nach dem blauen, sonnigen Himmel empor. — Dann, es mußte ihr etwas eingefallen sein, verzog sie den Mund zu einem fröhlichen Grinsen, wobei sie alle ihre schönen Zähne zeigte, und in die Tasche ihres Rockes greifend, zog sie eine gekochte Zwiebel daraus hervor. Sie hatte sich dieselbe noch außer ihrem Frühstück zugelegt und wollte sie nun hier außen verzehren. Sie biß in den großen, weichen Knollen, als ein kräftiges Schnalzen, dem Knall einer Pistole vergleichbar, an ihr Ohr schlug. Sie sah hinab, one die Zwiebel von dem schlürfenden Munde zu nehmen. Wichtig, er war's; da stand er, und sein dunkles Gesicht mit den blitzenden, schwarzen Augen lachte zu ihr hinauf, während seine Zunge ein zweites, gellendes Schnalzen hervorbrachte.

„Cencio!“ rief sie staunend und laeud. „Wie, so früh des Morgens!?“

„O vita della mia vita!“ rief er in einem übermütigen Patos, den vollen, bis über die Ellbogen entblößten Arm in graziofer Weise erhebend, gleichsam ihr entgegenzuschwingend. „Hätte ich gewußt, daß du dich, so wie du aus dem Bette kriechst, auf dem Balkon zu zeigen pflegst, so wäre ich noch früher gekommen, vielleicht hätte ich dich dann noch — paradiesischer gefunden.“

„O, l' insolente!“ rief sie, und im ausgelassenen Mutwillen, der sich den Anschein des Bornes gab, riß sie die Zwiebel aus dem Munde und warf sie so geschickt nach ihm, daß die weiche Masse in seinem Gesichte aufklatschte, dann lachte sie wie toll und schlug vor Freude in die Hände, während er lachend und fluchend sich den warmen Brei vom Gesicht wischte.

„Mach mir jetzt auf!“ rief er dann.

„Da, da, da, damit du mich umbringst? O no!“

„A, la poltrona, jetzt fürchtet sie sich; aber warum bist du auch so — na, du wirst es schon büßen!“ Er drohte ihr mit der Faust. „Deine Zwiebel sollst du zurückhaben.“

Sie nahm eine demüthig ängstliche Miene an. „Di, Cencio, lieber Cencio, verzeihe es mir, und ich will sie nicht zurückhaben, bringe mir lieber eine frische.“

„Vor allem machst du mir auf.“

„Wenn ich mich aber fürchte.“

„Das get mich nichts an; ich habe eine Kommission an den Patrone, und wenn ich sie nicht rechtzeitig ausführe, wirst du die Verantwortung zu tragen haben.“

„Ich versichere dich, mein teurer Cencio, die Zwiebel ist mir ganz unversehens aus der Hand gefallen, ich kann nicht begreifen, wie —“

„Wie sie mir mit solcher Wucht gegen die Nase plazen konnte? Ich werde dir's schon erklären.“

„Cencio!“ stete Domenika in einem plötzlich ganz untertänigen und jämmerlichen Tone.

Er lachte laut auf. Aber das gab ihr sogleich all' ihren Mut wieder und all' ihre Keckheit. Er hatte es nicht allzu übel genommen, sie merkte es mit Entzücken, und mit einer verheißungsvollen Geberde und einem verheißungsvolleren Blick rief sie: „Ich komme!“ Und sie stürzte hinweg und sprang die Treppe hinab.

Es dauerte eine Weile, ehe Cencio heraufkam und ehe die oftgeküsste Domenika, um einige Küsse reicher, hinter ihm dreintänzelnd, nur ungern sich in die Küche zurückbegab.

Da Alfred schon in seinem Atelier arbeitete, trat Cencio sogleich in dieses und übergab ihm einen Brief, den Tonio, der alte Diener de Vitas, ihm an der Ecke für Herrn Depauli eingehändigte hatte.

Alfred erkannte die Schriftzüge Juannas. Er hatte ihr gestern geschrieben, hier war die Antwort. Er öffnete hastig und las:

„Mein Freund! Es ist fünf Uhr morgens, ich bin im Ballanzuge, ich komme von der Soirée des Gesanten, — ich fühle mich ungestüm erregt, voll Mut und Energie, — dann scheint es mir wieder, ich sei tief erschöpft; ach ja, ich siebere. Aber seit gestern auch, welche Stürme, — und Sie wissen von nichts! Mein Bruder hatte Ihre Besuche verbeten; Sie machen mir Vorwürfe darüber und tabeln mein Stillschweigen. Was konnte ich tun? Ich wartete. Es mußte doch bald zu einer Entscheidung kommen, und es drängte auch alles dazu. — Gestern verlangte Tomaso, ich solle mich mit Ernesto Giuliano ausöhnen, er befahl es mir. Ich schrieb an Ernesto und bat ihn zu mir. Er kam. Ich war aufrichtig, ich sagte ihm alles. Ich sagte ihm, daß ich ihn achte, daß ich ihn nicht liebe, und ich bat ihn, mir zu verzeihen. Nie war ich ihm so herzlich gut gewesen, als in diesem Augenblick, wo ich mit einer Träne im Auge ihn anflehte, mich zu vergessen. Aber er, der anfänglich ruhig und gelassen geschienen, tobte nun in einem Anfall wilden Zornes und er ließ sich zu ungerechten Anschuldigungen hinreißen, zu maßlosen Drohungen selbst. Welche Szene! Und Tomaso und meine Mutter standen an seiner Seite, sie namen gegen mich Partei, sie wollten nicht erkennen, daß mein früheres Verhalten, das ich selbst am bittersten verurteile, eine Lüge war, daß meine jetzige Handlungsweise das einzige ehrliche Mittel ist, uns vor später Reue, mich vor einem Verbrechen zu bewahren. Sie überhäufeten mich mit Schmähungen. — Aber wenn man sich von allen verlassen sieht, dann erwacht in dem Gefühle seines Rechts eine unglaubliche Kraft. Sie wollten mich einschüchtern, sie erbitterten mich nur, — und auch ich kante keine Rücksicht mehr und keine Schranken, und ich sagte mich los — von allem. Ich bin ausgestoßen — ich habe mich selbst epatriirt. Was liegt mir daran! Was liegt mir an dieser ganzen Welt voll Erbärmlichkeit!! Und doch — Genie, Kraft, Wille, Glück, ich will dran glauben! Nein, ich bin nicht lebensmüde, nicht kampfmüde; ich liebe noch die Menschen, ich habe noch Vertrauen zu mir selbst, — aber ich bin verwirrt, verstört, exaltirt! — Ich war beim Gesanten. Ich mußte hin, trotz meiner Erregung, trotz des Widerwillens, unter fremden Menschen mich zu finden und lächeln zu müssen. Aber der Gesante reißt morgen nach Rom zurück, und er wollte mich sprechen, er will mir Arbeit geben; ich muß jetzt erwerben, und so geboten die Verhältnisse, dieser Einladung Folge zu leisten. Man war sehr lebenswürdig gegen mich. Die Bianca war nicht erschienen, und all' die dadurch freigewordene Ueberschwenglichkeit ergoß sich über mich. Der Graf — weshalb fürchte ich denn nur, ich sei ihm zu meinem

Schaden wieder begegnet? — gab sich so ehrlich, zeigte sich mir treu ergeben. Er will mir alle Beachtung angedeihen lassen und alle Förderung, — kurz, es ist entschieden, ich gehe nach Rom. Es soll mir eine bedeutende Arbeit zugeteilt werden; ich freue mich darauf. Sie schreiben mir, auch bei Ihnen seien Bestellungen gemacht worden, auch Sie wollen nach Rom; ist's möglich? Sie wären also entschlossen, meinem Rate zu folgen, und bald? Sie bitten mich dringend um eine Unterredung. Kann ich sie Ihnen gewären? Aber Sie sind mein Freund, der einzige, den ich besitze, — nun denn, ich will Sie sprechen, noch ehe ich gehe, — und ich gehe heute noch. Ich werde in aller Stille und heimlich das Haus verlassen; ich will keine neuen Auftritte herbeiführen. Ich werde heute Abend in Murano sein, von dort fare ich nach Mestre. Ich will, Ihrer Bitte nachgebend, Sie an dem Orte finden, wo wir uns das letztemal getroffen: auf unsrer Vigna; Sie wissen ja, mein Campo santo! — Die Sonne get auf, — für mich beginnt mit diesem neuen Tage eine neue Zeit, meinen Ideen, ernstern Studien — der Kunst geweit. Wie mich's durchströmt! Welch' ein Tätigkeitstrieb erwacht in mir, welch' ein Schaffensdrang! Das ist wares Leben! Aber es ist wol auch der Anbeginn von neuen Kämpfen, von schlimmeren Erfahrungen noch? — So isolirt zu stehen, verlassen, nicht allein von der Familie, nein, auch vom Staat, auch von der Gesellschaft, — es ist nichts Kleines, — aber, ich hab's gewagt! Ich erwarte von Ihnen ein Wort der Ermutigung; Sie verstehen mich, Sie werden mich nicht wankend machen wollen, Sie nicht. Ich habe alles wissend auf mich genommen. Ich glaube an mich, allem zum Trotz, und dieser Glaube ist etwas allgewaltiges! — Auf Wiedersehen also! — Ah, mich fröstelt!“

Alfred hatte schon lange zu Ende gelesen, und immer noch sahen seine Augen mit einer Art Verückung auf diese Zeilen, die ihm den reichen Geist, die pikante Eigenart, die starke Seele dieser Frau vergegenwärtigten, die er, er verhelte sich's nicht länger, die er anbetete, zu der er bereits alles, was ihn selbst berührte, in Beziehung brachte, sowie hinwieder alles, was sie betraf, tief in sein Gemüthsleben eingriff. Und so hatte sie denn dies verhaßte, auch ihm verhaßte Band gelöst, und sie wurde nicht die Gattin dieses Italieners. Es war eine triumphirende Freude, die ihn darob erfüllte. O, es tut so gut, zu wissen, daß auch einem andern nicht gegönt ist, was einem selbst, leider, versagt bleiben muß. Und diese Aussicht, mit ihr nach Rom zu gehen, an ihrer Seite zu arbeiten, von ihr erfrischt, angeregt, begeistert, — war es nicht ebenfalls ein großes Glück, mußte er sich nicht damit zufrieden geben? Ein vorläufiger Abschluß seines Wünschens und Strebens dünkte es ihm, eine Erfüllung von all' dem, was ihn in der letzten Zeit gepeinigt hatte.

Herannahende Tritte störten ihn in seinen Betrachtungen, brachten ihn wieder zu sich selbst und zum Bewußtsein seiner häuslichen Verhältnisse. Aber es war kein Gedanke der Schuld, der seine freudige Erregung dämpfte, es war nur der Gedanke, zu verbergen, was die Veranlassung dazu gegeben. Rasch wollte er den Brief in seine Brusttasche schieben, aber er besann sich eines Bessern. Er legte ihn zu einem Fidibus zusammen und zündete ein Licht an.

Die Schritte waren über den Korridor näher gekommen, es mußte Fritz sein. Er nam eine Cigarre, und mit einer gewissen überlegenen Ruhe entzündete er sie mit dem hell aufflammenden Fidibus. Die Thür ward in diesem Augenblick geöffnet und Fritz trat ein.

Alfred warte sich ihm lächelnd entgegen, die Cigarre im Munde, das noch immer brennende Papier in der Hand; er ließ es bis gegen die Finger herab verkolten, dann warf er das winzige Restchen auf den Boden.

„Salute,“ rief er laut und in fast übermütiger Frölichkeit dem Freunde entgegen, „du Löwe des Tages, du Held von gestern Abend, ich habe dir zu deinem großartigen Erfolg noch garnicht gratuliren können. Meinen aufrichtigsten Glückwunsch, Herzensbruder.“ Er ging auf den Freund zu und drückte ihm kräftig die Hand.

Als in diesem Augenblick die beiden jungen Männer einander gegenüberstanden, schien es, als hätte jeder das Wesen und Naturell des andern gegen das seine umgetauscht.

Alfred war heiter und aufgeweckt, voll Frische und glücklicher Zuversicht; Fritz blaß und ernst, die Stirn leicht gesurcht, das Auge düster, halb geschlossen, wie in Ermüdung. Er antwortete mit einem gezwungenen Lächeln, er tat einige Fragen, nam dann ebenfalls eine Cigarre und stellte sich an das geöffnete Fenster.

Alfred hatte wieder zu Pinsel und Palette gegriffen; er arbeitete mit sichtlichem Eifer an seinem Fries und plauderte dabei voll munterer Laune von dem gestrigen Abend.

„Und du wirst nun bald ein verhäßtester Liebling sein und ein Sänger von Ruf und Bedeutung,“ scherzte er.

Fritz lachte. Es war nicht das Lachen eines Glücklichen. Er zälte nicht mehr zu diesen. —

Als er an diesem Morgen erwacht war, war sein erster Gedanke Elvira.

Die gestrigen Vorgänge mit dem leidenschaftlichen Entzücken, das sie ihm gebracht, begannen in ihm aufzudämmern und alles kehrte in seine Erinnerung zurück. Er schwelgte aufs neue. Aber die Zauber der Nacht lebten nicht mehr in ihm, sie lebten außer ihm. Er gedachte ihrer, wie man eines schönen Traumes gedenkt oder wie ein Künstler, ein Poet seinen Phantasien nachhängt, die seine Nerven in eine geheime Schwingkraft versetzen und ihn dadurch zum Schöpfer und Bildner machen. Als allmählich diese Schwankende sich ihm zur Wirklichkeit verdichtete, als es als etwas Geschehens in seine Vorstellung eintrat, sprang er von seinem Lager empor, erschreckt, erschüttert. Er war ein Elender! Wie das Bewußtsein eines schweren Verbrechens legte sich auf seine Brust, wie die dunkle Ahnung eines namenlosen Unglücks, das ihn selbst ereilt hatte und Elvira und eine dritte noch, an die er in diesem Augenblick nicht zu denken wagte. Alles wogte ihm in unklaren Vorstellungen durcheinander, die er nicht näherkommen lassen wollte, die er, da sie die Selbstverdamnung enthielten, von sich wies. Und es war ja auch noch garnichts entschieden, garnichts.

Sie selbst, die besonnener und ehrlicher gewesen war, als er, hatte ihn fortgeschickt, und nichts Bindendes sollte zwischen ihnen existieren, ehe sie nicht frei wäre. Aber wird sie es sein, wird sie nicht selbst ihre Entschlüsse ändern? Aber auch dieser Gedanke, der ihm eine Erleichterung bringen sollte, revoltirte ihn, ward ihm in seiner Männereitelkeit unerträglich.

Sie liebte ihn, sie konnte nicht von ihm lassen, sie würde es nicht. Und er selbst? Sie war ihm, seit er sie wiedergesehen, nicht mehr gleichgiltig, in ihm raste eine heiße, ungestillte Sehnsucht nach ihr.

Menschenmatur, wieviel scheinbare Widersprüche trägtst du in dir, die dem unaufhörlichen Kampfe entspringen, den dein Charakter, deine intellektuellen Fähigkeiten mit den dir innewohnenden Trieben zu bestehen haben, die bei dem Kulturmenschen wieder nur durch intellektuelle Reizungen zu so ungestümeu Aeußerung gedrängt werden!

Fritz ertrug es nicht länger, allein zu sein; er hätte sich selbst entrinnen mögen. In dieser Stimmung hatte er Alfred aufgesucht. Jetzt stand er noch immer am Fenster und sah hinaus. Eine sonderbare, bedrückende Schwüle schien ihm in der Luft zu liegen, etwas, das seine Glieder ermattete, das ihn schwach und hinfällig machte.

Alfred arbeitete indes fleißig fort. „Es get mir heute prächtig von statten,“ bemerkte er, und dann gegen den Freund gewendet: „Binde dich nicht, daß ich etwas von deinem Humor, etwas von deiner glücklichen Laune mir angeeignet habe?“

Fritz sah ihn an, als spräche er von etwas, das ihm kaum mehr verständlich war. „Meine glückliche Laune, mein Humor,“ wiederholte er. Es schien ihm eine längstvergangene Zeit, da er diese Eigenschaften besessen.

„Das scheint dir wol nicht möglich?“ spottete Alfred. „Aber ich versichere dich, ich bin heute in der glücklichsten Stimmung. Apropos, das Neueste: Elvira wird Baronin Hellenbach.“

„Das ist nicht war,“ rief Fritz in jähem Ungestim.

„Dho, mein Lieber, ich bitte dich, in deinen abspredhenden Meinungen etwas vorsichtiger zu sein. Ich habe es von Eugen selbst, er hat die Absicht, Elvira zu heiraten.“

„Elvira wird nicht in diesen Bund willigen.“

„Das wäre mehr als töricht, es wäre unverantwortlich. Die Moral gebietet ihr diese Heirat und — die Klugheit.“

„Du meinst, weil er Baron ist und ein großes Vermögen hat, aber Elvira ist Künstlerin, sie braucht keinen —“

„Sie braucht einen reichen Mann,“ unterbrach Alfred, „und einen Mann von Stand und Titel; grade sie als Künstlerin, die so enorme Einnahmen erzielt, wie sie gar keinem Manne in irgendeiner Branche zugestanden werden. Ließe sie sich beikommen, einen armen Schluader, vielleicht sogar einen ihr untergeordneten Kollegen zu heiraten, so hieße es gleich: er lebt von ihr, sie hat

ihn zu ernähren, und das machte nicht allein ihn, das würde auch sie lächerlich machen.“

Eine starke Röthe ergoß sich über Fritzens männliche Wangen. Er biß die Zähne aufeinander.

„Ja, so ein Mann ist zu einer jämmerlichen Rolle verdammt,“ presste er hervor.

„Er ist der Mann seiner Frau,“ scherzte Alfred.

Fritz antwortete nicht; er ging mit heftigen Schritten im Zimmer auf und nieder, bis Domenika eintrat und ihm bedeutete, hinauszukommen. Er folgte der Kleinen in die Sala und fand sich Meandro gegenüber, der ihn mit seinen schielenden Augen verschmizt anblickte und ihm meldete, daß ein Statistenstreik ausgebrochen und daß Aida deshalb heute Abend nicht gegeben werde.

„Wir werden ‚La Traviata‘ haben,“ sagte er, „und Sie werden also heute Abend nicht singen, aber der Impresario läßt sie bitten, sogleich zu ihm zu kommen, des Kontrakts wegen.“ — Sein kleines, runzliches Gesicht nam die Falten eines Clowns an, als er sich ihm mit einem indiskreten Lächeln entgegenneigte: „Sie befinden Sich, Signor?“

Fritz machte eine Geberde der Ungebuld. „Ich setze voraus, daß Sie Sich nicht hierher bemüht haben, um Sich nach meinem Befinden zu erkundigen.“

„D, Signor, es liegt mir nicht wenig am Herzen, — aber eigentlich kam ich, Ihnen zu sagen, daß Sie heute nicht singen werden.“

„Und weshalb?“

„Es ist ein Streik unter den Statisten ausgebrochen, die wir für die Vorstellungen der Aida aufgenommen haben. So gut waren sie gedrillt, und jetzt wollen die Kerle nicht; sie behaupten, man hätte zuviel von ihnen verlangt. Sie hätten die Götzenbilder tragen, dann als Krieger in die Schlacht ziehen und schließlich bei dem Feste des Gottes Ptah die Oberpriester darstellen sollen; für so hohe Würden seien aber fünfzig Centesimi zu wenig.“

„Das ist richtig, gebt ihnen mehr.“

„Das wollten wir tun, fünf Centesimi haben wir auf jeden Oberpriester draufzalen wollen, aber nein, sie sagten, sie wollten nichts mehr vom Theater wissen und es hätte jeden Reiz für sie verloren. I maledetti, am Ende müßte man noch besondere Reizmittel für die Statisten erfinden.“

„Das beste Reizmittel wäre eine anständige Zahlung.“

Meandro gab es einen Riß, und wenn er bisher zu dem Impresario gestanden, so fand er es in diesem Augenblicke vorteilhafter, sich ebenfalls auf die Seite der Unzufriedenen zu schlagen.

„Ah, si, si, wir sind alle schlimm daran!“ rief er, in einen weinerlichen Ton übergehend und sein häßliches Gesicht durch die jämmerliche Grimasse noch mehr verzerrend. „Wie die Hunde geschunden, und nichts für den Mund und nichts für den Durst, misericordia, ein jämmerliches Dasein! Ich besonders, ich laufe mir die Füße kurz; ich war nicht immer so klein, Sie können mir's glauben, Signor; aber die Strapazen und dazu der Durst! Del! Und wenn es so heiß ist, wie heute, und ich muß nun zu allen Sängern stürzen, absagen — mich erwartet keine Gondel, Signor —, und zu allen Sängerinnen, darunter auch die Bianca, Sie werden mich verstehen, Signor, der immerwährende Verkehr mit unseren Damen ist nicht geeignet, einen Menschen, wie ich bin, abzufühlen, und dazu das Wasser in Venedig, — Signor mio, trinken Sie ja kein Wasser in Venedig, es ist Gift.“ Er wand sich wie unter den entsetzlichsten Schmerzen.

Fritz mußte unwillkürlich lächeln. „Ich verstehe, furbo,“ er drückte ihm einige Soldi in die Hand, „aber nun kommen wir zu Ende.“

„Also wir haben heute ‚La Traviata‘, da brauchen wir keine Comparseria.“

„Und ‚Aida‘ wird aufgegeben der Statisten wegen?“

„Wir werden andre werben, aber die Kerle sind alle Arbeiter, die verlassen erst um sieben ihre Werkstätten, wir können also erst heute Abend, kurz vor der Vorstellung damit beginnen, sie zu drillen, und darüber get die Zeit zum Ankleiden verloren. Es wird also erst morgen, vielleicht erst übermorgen eine Vorstellung der ‚Aida‘ möglich sein.“

Fritz zuckte die Achseln. Dieser eine Fall illustrierte so recht die Zustände der italienischen Bühne, die ein gutes Ensemble unmöglich machen und sie nur auf einzelne Virtuosen anweisen.

(Fortsetzung folgt.)

JASPAR SCHEMIDT





## Das Opfer einer geistlichen Intrigue.

Eine Historie aus der Zeit der Hexenprozesse, von J. S.

(Schluß.)

Johann Mignon gab noch nicht alle Hoffnung auf. Er sah, daß er politische Leidenschaften in das Getriebe hinein ziehen mußte, und nur zu bekant war ihm, wie sehr der damals allmächtige Minister Frankreichs, der Kardinal Richelieu jeden, der nur irgendwie seiner Person zu nahe getreten war, mit Erbitterung verfolgte. Darauf baute er seinen neuen Plan, als eine Kreatur dieses Mannes, der Requetenmeister von Laubardemont in Loudun erschien, als Haupt einer Kommission in Diensten des Ministers. Das Schicksal schien Mignon auf alle Weise begünstigen zu wollen. Denn dieser Laubardemont war ein Mann, gerade, wie ihn Mignon gebrauchen mußte. Roh, gewalttätig, gemein in seinen Gesinnungen, ohne jede Gewissensstrupel und nur auf seinen Vorteil bedacht, war er ein Streber von der gefährlichsten Art, der kein Mittel scheute, vorwärts zu gelangen und seinem Herrn und Meister Richelieu zu beweisen, wie sehr er in seinem Dienste arbeite, — mochte das auch zehnmal auf Kosten der Wahrheit geschehen. Mignon wußte Laubardemont davon zu überzeugen oder auch nicht zu überzeugen, genug, Laubardemont nahm die dargebotene Gelegenheit mit Freuden war, — der verhaßte Urban Grandier, dessen witziger Geist bekant war, sei der Verfasser der berühmten Satire von der schönen Schusterin Hamon von Loudun, welche mit dem Kardinal im Liebesverhältnis gestanden haben sollte. Diese Hamon war eine gute Bekante Urban Grandiers aus seinem Kirchensprengel, und sie sollte mit ihm in regem Briefwechsel stehen.

Laubardemont erhielt von dem erbitterten Kardinal jegliche Vollmacht und unumschränkte Gewalt in dieser Angelegenheit, die er denn auch sofort dazu benutzte, Grandier gefangen zu setzen. Als dieser zur Kirche in die Frühmesse gehen wollte, wurde er, während all seine Feinde sich versammelt hatten, um das kostbare Schauspiel sich nicht entgehen zu lassen, verhaftet und in das Schloß von Angers geführt, wo er länger als vier Monate blieb. Zugleich tauchten von allen Seiten die Befessenen wieder auf; durfte doch auch das Kloster nicht zu kurz kommen. Aus den zwei Nonnen waren ihrer fünf geworden, acht weltliche Frauenzimmer und dazu noch zwei Bezauberte trieben ihre Unwesen in Loudun, zwei Beichttöchter Barrés, durch ihre Frömmigkeit mehr berühmte, als berühmte, ließen sich aus dem benachbarten Chinon vernemen, wo dieser berühmte Beschwörer seinen Wohnsitz hatte.

Bei einer Hausuntersuchung in Grandiers Wohnung fand man von der Hand des letzteren einige Seiten frivoler französischer Verse und eine geistvoll geschriebene Abhandlung gegen das Cölibat, wodurch er sein Gewissen offenbar hatte beruhigen wollen, da er neben vorübergehenden Liebesverhältnissen ein dauerndes zur Magdalena von Bron gehalten haben soll.

Am 2. Dezember 1633 wurde er vor Gericht gezogen, am 19. Dezember zum zweitenmale. Der Advokat Journer, der königliche Procurator legte gleich am ersten Tage seine Stellung nieder; wirklich soll man nicht nur falsche Zeugen verhört haben, sondern es war von Laubardemont alles unterlassen, was irgendwie hätte zu Gunsten Grandiers ausfallen können; als höchster Richter in dieser Sache, durch einen besonderen Erlaß selbst gegen das Parlament geschützt, schaltete und waltete er mit unglaublicher Willkür.

Um für die Zukunft der Niederlage ein für allemal vorzubeugen und das arme Opfer unentrichtbar in das Netz dieser Kabelle zu verstricken, erließ Laubardemont einige Zeit später ein Edikt, nach welchem jeder, der von den Befessenen oder ihren Beschwörern irgend etwas Böses spräche, mit einer Strafe von wenigstens 10 000 Livres belegt werden sollte. Damit war das Urteil Grandiers so gut wie unterzeichnet. Einer der Beschwörer fand den Pakt Grandiers mit den Teufeln, von einem Höllenarchivar entwendet, in welchem die Schriftzüge des unglücklichen Pfarrers wirklich täuschend nachgeahmt waren. Das wahnsinnige Schriftstück war lateinisch abgefaßt und lautete:

„Herr und Meister Lucifer, ich bekenne Dich als meinen Gott und Oberherrn, ich gelobe Dir zu dienen und zu gehorchen mein Lebtag. Ich entsage einem anderen Gott, Jesus Christus und den Heiligen, der apostolisch-römischen Kirche, ihren Sakramenten und allen Gebeten der Gläubigen für mich. Ich gelobe Dir, soviel böses zu tun, wie ich eben kann. Ich verzichte auf die heilige Oelung und die heilige Taufe, sowie auf alle Verdienste

Jesu Christi und der Heiligen, und sollte ich es felen lassen, Dir zu dienen, Dich anzubeten und Dir dreimal am Tage zu huldigen, so gebe ich Dir mein Leben, welches Dir gehört.

Geschehen in diesem Jar und Tag. Urban Grandier.

Einen grotesken Eindruck übt das Facsimile des Teufelspactes aus, mit den wunderlich-verschrobenen Unterschriften der höllischen Dämonen, wie sie nur in den verzerrenden Phantasien der damaligen Zeit entstehen konnten. Dasselbe hat folgenden Inhalt nach einer gegebenen Uebersetzung:

„Wir, der allmächtige Lucifer, haben heute unter dem Beistande Satans, Beelzebubs, Leviathans, Elimis, Astaroths u. a., das Bündnis, welches Urban Grandier mit uns geschlossen, angenommen, wofür wir ihm Unwiderstehlichkeit bei den Frauen, die Blüte der Jungfrauen, die Ehre der Nonnen, alle ordentlichen Würden, Auszeichnungen, Vergnügungen und Reichtümer versprechen. Er wird alle drei Tage 5 — treiben, die Trunkenheit wird er nicht lassen, alljährlich wird er uns einmal seine Huldigung, mit seinem eigenen Blute versiegelt, darbringen, die Sakramente der Kirche wird er mit Füßen treten und seine Gebete an uns richten. Kraft dieses Vertrages wird er zwanzig Jare aller irdischen Freuden genießen und sodann in unser Reich eingehen, um mit uns gemeinschaftlich Gott zu lästern.

So geschehen in der Hölle im Räte der Dämonen.

Gez.: Lucifer. Beelzebub. Satan. Elimis. Leviathan. Astaroth.

Lija für die Signaten und das Siegel des teuflischen Meisters und aller Oberhäupter der Dämonen.

Kontrafignirt: Baalbarith, Sekretär.

Das Netz wurde über dem Haupte des Angeklagten immer fester zugezogen, — es schien ein Entinnen unmöglich.

Eines Tages in strömendem Regen fand Laubardemont die Superiorin bis auf das Hemd ausgekleidet, barhäuptig, den Strick um den Hals und eine Wachskerze in der Hand, wie es den Büchern vorgeschrieben ist, in einem Hofe des Klosters. Sie bat mit flehenden, herzzerreißenden Ausdrücken um Vergebung für ihre Sünde, da sie den Grandier fälschlich angeklagt und ins Unglück gestürzt habe. Später wollte sie sich an einem Baum im Garten erhängen und wurde nur von den herzulauenden Nonnen an der Ausübung mit Mühe gehindert. Ebenso bekante die Schwester Klara ihre Verläumdung und verriet den ganzen Plan, wie ihr von den Beschwörern die Antwort vorher in den Mund gelegt sei. Sie entfloh, wurde jedoch auf der Flucht wieder eingeholt. Diese beiden Aussagen mußten das ganze Gewebe des Truges zerreißern, — doch nein, die Richter, welche alle Kreaturen Laubardemonts und Feinde Urbans waren, erklärten das ganze für eine neue Hexerei des Angeklagten, dessen Teufel mächtiger sei, als der der Befessenen. Dasselbe geschah, als eine weltliche Befessene, die la Rogeret ihr Unrecht bekante, — man ging mit Lachen über ihre Aussagen hinweg.

Der Amtmann, welcher fortwährend mit Ernst die Sache untersuchte und die harte Ungerechtigkeit, die ganze Lüge erkant hatte, wurde von einer der Zeuginnen der Hexerei selber beschuldigt, — die Sache freilich nicht weiter getrieben, indem die Beschwörer sich mit dieser Verläumdung begnügen ließen.

Die Einwohner der Stadt, die Bessergefinten, füllten inzwischen mit verzweifelnendem Ingrimm das Unwürdige und Gemeine der ganzen Richterchaft. Es gährte unruhig in diesen Köpfen, revolutionäre Worte und Reden wurden laut. Endlich durfte und wollte man sich nicht mehr knechten lassen. Eines Tages dröhnte die Glocke durch die Straßen der Stadt, welche alle Bürger zur wichtigen Beratung zum Rathause der Stadt berief. Es kam der Fall Urban Grandier zur Beratung. Flüche und leidenschaftliche Worte fielen gegen die Tyrannei und offenbare Ungerechtigkeit Laubardemonts und des bestochenen Gerichtes. Man sah endlich einen Ausweg nur in einer Petition an den König selbst, in welcher man sich hart beklagte, daß die unschuldigen und vornehmsten Familien der Stadt wie Verbrecher behandelt würden, daß man mit der Leichtgläubigkeit des Volkes seinen Spott triebe, daß jedes religiöse Gefühl mit Füßen getreten worden sei. Man appellirte an das Urteil der Sorbonne.

Laubardemont geriet in unbeschreibliche Wut. Auf sein Begehren mußten die versammelten Richter die Akten über jene

Bürgerzusammenkunft als verläumberisch, revolutionär, gegen das Ansehen aller bestehenden Staats- und kirchlichen Gewalt gerichtet und daher für null und nichtig erklären, erklären, daß die Petition in der Kanzlei des Gerichtes niederzulegen sei. Er verbot, kraft seiner unbeschränkten Vollmacht, irgendwelche ähnliche Versammlung wiederzuberufen und bedrohte jeden Uebertreter mit einer Strafe von mindestens 20 000 Livres. Wer ihn der Ungerechtigkeit zeihe, solle sich nur an ihn wenden, — Richter und Verklagter in einer Person wollte er selbst sein.

Ganz vergeblich waren auch die letzten Proteste Grandiers aus dem Gefängnisse, — am 10. August 1634 erklärte der Bischof von Poitiers, die Nonnen des Ursulinerklosters von Loudun seien wirklich und wahrhaftig Besessene, Urban Grandier ein Hexenmeister und mit dem Teufel Verbündeter. Kraft dieses Urteils wurde der Verklagte verurteilt, vor der Haupttür der Kirche zum heiligen Petrus du Marche und der Kirche der heiligen Ursula öffentlich, entblößten Hauptes, einen Strick um den Hals, eine zweifündige Wachskerze in der Hand, Buße zu tun und nach dieser Buße auf dem Richtplatze der Stadt zum heiligen Kreuze mit jener Schrift gegen das Eölibat, den Teufelsverträgen und anderen Zauberakten verbrannt zu werden.

Grandier hörte standhaft das Urteil an, keine Augenbraue bewegte sich, nur nach Verlesung desselben beteuerte und beschwor er nochmals seine Unschuld und bat zuletzt unter Tränen, die Strenge des Urteils zu mildern.

Man fragte ihn nach den Mitschuldigen und als er keine angeben konnte, weil er selbst unschuldig sei, brachte man ihn auf eine furchtbar grausame Folter, die trotz der wildesten Schmerzen dem Unglücklichen kein Wort, keine Klage, nur ein inständiges Gebet entlockte. Er fiel mehrmals in Ohnmacht. Später trug man den Schwerverletzten auf das Ratszimmer, wo man ihn auf eine Stren legte. Seine Bitten nach einem Beichtvater aus dem Orden der Augustiner oder der Franziskaner wurden nicht erhört, man ordnete ihm zwei seiner erbittertesten Feinde, die Kapuzinermönche Claudius und Tranquill, zu. Des Abends zwischen vier und fünf holte man ihn aus seiner Kammer zum Richtplatze. Vor der Kirche des heiligen Petrus auf dem Markt-

platz tat er die erste Abbitte, stürzte aber vor Erregung platt auf den Bauch hin, — dann verzog er allen seinen Feinden und Widersachern und betrat dann standhaft den Scheiterhaufen. Man hatte ihm versprochen, er solle zuerst eine Rede an das Volk halten, und man würde ihn, bevor der Scheiterhaufen angezündet würde, erdrosseln. Als er seine Ansprache aber beginnen wollte, gossen ihm die Mönche eine Flut von Weihwasser ins Gesicht, um dieselbe zu ersticken, als er zum zweitenmale ansprechen wollte, trat einer derselben auf ihn zu und küßte ihn. „Das war der Judasfuß“, sagte Grandier. Die Raserei der Feinde ließ jetzt nicht einmal nach. Man wollte das Opfer alle Qualen kosten lassen. Um jede Erdrosselung zu verhindern, hatten sie Knoten in den Strick geknüpft, welcher ihm um den Hals gelegt war. Grandier beklagte sich vor den Umstehenden darüber, one seine Sanftmut zu verlieren, als aber der Pater Lätantius voll wilder Rachsucht heranlief und one den Befehl des Richters zu erwarten, den Haufen anzündete, warf er ihm einen durchbohrenden Blick zu und lud ihn vor den Richterstuhl Gottes, einen Monat nach diesem Tage. Der Scheiterhaufe loderte auf, das Volk schrie vergebens, den Unglücklichen vorher zu erdrosseln, die Knoten verhinderten diesen letzten Akt der Milde, und so ward Urban Grandier lebendig verbrannt, ein Opfer seiner Feinde und des Aberglaubens seiner Zeit.

Die letzten Worte erstarben ihm auf den Lippen: „Deus meus ad Te vigilo; miserere mei Deus“, „Auf dich harre ich, mein Gott, — Gott erbarme dich meiner.“

Bald nach seinem Tode verloren sich die Teufel und Dämonen in Loudun und dem Ursulinerkloster. Der Zweck dieser Komödie war erreicht, der Tod des verhassten Urban Grandier, — die Beschwörer und alle, welche an diesem Untergange teil genommen, aber hatten die Berachtung ganz Frankreichs auf sich geladen, denn der Glaube an die Besessenheit verschwand bald und die Triebfedern dieses Justizmordes wurden jedermann klar. Pater Lätantius jedoch starb, wie die Chronik vermeldet, an dem ihm von Urban bestimmten Tage eines gräßlichen Todes, unter schrecklichen Wutanfällen, und eines nicht minder gräßlichen Todes die übrigen Exorcisten, welche an dem Verbrechen teil genommen.

## Das Theater zur Zeit der französischen Revolution.

Von F. Sincerus.

### I.

„Theater zur Zeit der großen Revolution?“ fragt vielleicht mancher unserer Leser. „Gab es denn während dieser stürmischen Zeit überhaupt Theater?“ — Gewiß gab es deren und ihre Geschichte ist überaus lehrreich, wenn auch der literarische Wert der vom 14. Juli bis zum 18. Brumaire VIII. aufgeführten 1000 bis 1200 Stücke fast gleich null ist. Die Sprache, die Sitten, die Leidenschaften der Zeit spiegeln sich nirgends getreuer, wahrhafter, packender, als in jenen längstvergangenen Stücken. „Ein kurioses Tier ist der Mensch“, bemerkt ein französischer Kritiker; „aber das kurioseste der Franzose, ob der Leichtigkeit, mit welcher er sich den Verhältnissen, oder vielmehr die Verhältnisse, so traurig sie auch sein mögen, sich selbst und seiner ewigen Lust zum Amusement anzupassen weiß. Wir konstruieren uns aus weiter Perspektive sozusagen eine ideale Geschichte der Revolutionszeit; und da gewaltige Ereignisse im Vordergrund der Szene stehen, da schauerliche Dramen und Tragödien in den politischen Versammlungen und auf öffentlichen Plätzen sich abspielen; da die Gmunte in den Straßen der großen Stadt ihr Wesen treibt, da Bürgerkrieg in den Provinzen und Krieg wider äußere Feinde fast an allen Grenzen tobt, erheben wir unwillkürlich unsre Stimme und schreiben im Tone jenes alten Römers: Ein Werk unterneme ich zu schildern, das reich an furchtbaren Zufällen, furchtbar durch Schlachten, zwieträftig durch Aufstände, ja selbst im Frieden schrecklich ist. Und sollte man nicht auch wahrlich glauben, daß durch die fortwährende Bedrohung, welche gestern von der Volkswut, heut von der offiziellen Guillotine, morgen von feindlicher Invasion ausget, sollte man nicht glauben, daß das Leben unterbrochen, ja gleichsam erstarrt sein müsse? Dem ist aber keineswegs so: das Leben get ruhig seinen gewöhnlichen Gang weiter, ja man hat sich vielleicht niemals so ausgelassen und toll den Vergnügungen ergeben, als in einigen Jaren dieser schrecklichen Zeit.“ — Was der französische Kritiker wunderbarlich und abnorm

findet, dünkt uns Deutschen aus etischen und psychologischen Gründen vollständig begreiflich, ja natürlich zu sein: in Zeiten, in welchen das Morgen unsicher und todbringend, genießt der natürliche Mensch das Heute und freut sich in ungebändigter Lust des Lebens. Werfen wir einen Blick auf das Theater jener Zeit.

Welschinger, der uns nach bisher unbelanteten Dokumenten das Theater der Revolution von 1789 bis 1799 in einem zu Paris 1881 bei Gebr. Charavay erschienenen Buche geschildert hat, verzeichnet uns für das Jar 1790 einige zwanzig neue Stücke, für das Jar 1793 schon über 40, für 1794 sogar über 50, während im Jare 1799 die Zal auf 12 herabsinkt. Und zwar sind dies keineswegs blos Spektakelstücke, welche dem Toben und Treiben des Tages entsprechen, wie „Der König von Calvados“ von Buzot, oder „Der Tod Robespierres“; nein, Tragödien nach altem Stil, wie „Mutius Scävola“ von Luce de Lancival, „Cincinnatus“ von Arnault, „Epicharis und Nero“ von Gabriel Legouvé. Ja sogar Harlekinaden und Farcen fehlen nicht, wie die Titel „Der Schneiderharlekin“, „der Bildhauerharlekin“, „der Harlekin Rerrückenmacher“, oder das heitere Stück „Die Dragoner und die Benediktinerinnen“ von Bigault-Lebrun beweisen. Und damit auch das Ballet und die Idylle ihren Platz haben, werden Stücke, wie „Der anakreontische Tanz“ und „Die Süßigkeit der Liebe“ aufgeführt. In den letzten Tagen des Jares 1791 und zu Anfang des Jares 1792 wurden nicht weniger als sechs neue Stücke gegeben, deren Helden die berühmten Schweizer vom Regiment Chateaubieux waren. Das von Tallien festgesetzte Programm für den Triumphzug dieser befreiten Galeerenklaven schließt mit folgendem charakteristischen Satz: „Dann werden sich die Soldaten von Chateaubieux in bürgerlichen Festgelagen vereinigen, bei welchen sich die Bürger beileien werden, ihr Familienmal mit den Lebensmitteln zu vereinigen, welche der Handel im Ueberfluß dahin bringen wird; Tänze werden die öffentliche Lustigkeit erhöhen, und das Fest wird solange dauern, als es der Tag,

der leider zu schnell entflieht, gestatten wird.“ Ja am Hinrichtungstage der Girondisten, an den Tagen, an welchen auf der unerlöschlichen Guillotine die Köpfe von Danton, Robespierre und St. Just fielen, spielten die Theater und gaben sogar sogenannte Premières, Eröffnungs Vorstellungen.

Mit „Karl IX. oder die Schule der Könige“ von Marie Joseph Chenier beginnt am 4. November 1789 das Theater der Revolution und diesem Stücke folgen zunächst viele andre, die wie jenes von der königlichen Censur bisher beanstandet waren, wie „Der Graf von Comminges“ von d'Arnault, „Der tugendhafte Verbrecher von Fenouillot“ u. s. w. Ueberhaupt lebte das Theater der Jahre 1789 bis 1792 zum Teil von den Stücken, welche die Censur des absoluten Königtums bisher unterdrückt hatte: noch der „Marius“ von d'Arnault aus dem Jahre 1791 und die ersten Komödien von Collin d'Harleville lehnen sich ganz an die französischen klassischen Stücke an. Auch der höchst mittelmäßige, außerordentlich fleißig besuchte „Wilhelm Tell“ von Lemierre aus dem Jahre 1793 ist ein der neuen Zeit angepasstes und mit dem neuen Titel „Die Schweizer Sanskulotten“ ausgestattetes Spektakelstück aus dem Jahre 1766.

Ein weiterer charakteristischer Zug der Geschichte des Theaters jener Zeit ist die Trennung, und bald darauf die Auflösung der Comédie française. Chenier trennte mit seinem Karl IX. die Schauspieler in zwei feindliche Herlager. In den Kulissen und auf der Szene zankte, beleidigte, orseigte man sich. Raudet wider Talma, Dugazon wider Fleury. In die durch diese widerlichen Szenen geöffnete Bresche drängten sich nun die kleinen Schauspieler, die Unternemer und die unbedeutenden Dichter, und die Konstituante votierte am 13. Januar 1791 die Theaterfreiheit mit dem ausgesprochenen Zwecke, die alte zu aristokratische Institution zu vernichten. Talma verließ, von einigen seiner Kollegen begleitet, traurig seine alte Bühne und spielte im Theater der Rue Richelieu; der Rest der alten Truppe spielte in einem Salle des Faubourg St. Germain weiter, bis infolge der Aufführung des „Freundes der Gejeze“ von Laya am 2. Januar 1793 und des noch ungeschulbigeren Stückes „Pamela“ von Franz Neuschâteau das Konventsmitglied Barrère einschritt und mit despotischer Willkür in der Nacht vom 2. zum 3. September 1793 die gesamte Comédie française „Mänlein wie Fräulein“, in Summa 28 Personen, verhaften und einsperren ließ. „Nicht die Tugend, sondern der Adel wird belobt und belohnt; Adel, Aristokraten und Gemäßigte vereinigen sich, um die durch englische Lords vorgeschlagenen Maßregeln zu beklatschen; die englischen Regierungsmagimen werden zum Schaden der Republik als Muster hingestellt.“ — so dekretierte Barrère und die Comédie française wurde aufgehoben. Daß diese Vernichtung der altberühmten Comédie wesentlich die literarische Unbedeutendheit des Theaters der Revolutionszeit befördert hat, liegt klar zutage und bedarf keines Beweises.

Weiter ist wol zu beachten die Stellung des Publikums in der revolutionären Zeit, welches grundsätzlich und in brutalster Form sich selbst an die Stelle der alten Censur stellte. Das Parterre diktiert dem Theater das Gejeze, das Parterre weigert sich, das Tagesstück zu hören und schreibt den Schauspielern vor, was sie am nächsten Tage zu spielen haben. Die Direktoren müssen sich fügen: Der Direktor des Vaudeville muß persönlich auf die Bühne kommen, das liebe Publikum um Verzeihung bitten und öffentlich ein Stück verbrennen, dessen Verfasser sich erlaubt hat, den liberalen Dichter Chenier ob seiner armjeligen Poesie zu verspotten. Auch die Freiheit der Schauspieler wird im Namen der Freiheit aufgehoben: am Theater Français zwingt man Talma und Raudet sich zu umarmen und an der komischen Oper veranlaßt man Madame St. Aubin, ein Journal zu zerreißen, welches über einen durch seine patriotischen Gefühle bekannten Schriftsteller gewizelt hatte. Die Freiheit der Zuschauer wird ebensowenig geachtet: wenn einige wirkliche oder verwante Aristokraten bei einem Stücke zu laut applaudirt haben, welches einigen Duzend anderen, sich als das „souveräne Volk“ aufspielenden Leuten mis-

fällt, so sammeln sich Bürger und Bürgerinnen am Ausgange, bilden Spalier und zwingen jeden aus dem Theater Entenden zu rufen: „Es lebe die Nation!“ Das Groteske mischt sich mit dem Gehässigen. Der Konventsmitglied Genissieur siet zufällig das Stück *Merope*. Er findet darin eine trauernde Königin, welche ihren Mann beweint. Das muß eine Anspielung auf Marie Antoinette sein, welche über den Tod Ludwigs XVI. klagt: das Stück wird unterjagt. Die Schauspieler der Comédie française spielen den Eid; man macht ihnen begreiflich: „es darf kein König auf der Szene erscheinen.“ — Don Fernando wird also ein republikanischer General. Das republikanische Theater kündigt ein Stück an, betitelt „Johann one Land“. Die Klubs denken, man will ihren Bierbrauer Johann lächerlich machen, — das Stück wird verboten. Ja man hindert die Aufführung der Oper „Hadrian, Kaiser von Rom“, von Mehul, weil Hadrian auf einem Triumphwagen erscheint, der von zwei weißen Pferden, die aus den Ställen der Königin stammen, gezogen wird.

Wir dürfen uns nach all' diesen Vorkommnissen nicht wundern, wenn am 2. August 1793 das Konventsmitglied Couthon die Tribüne besteigt und sich folgendermaßen vernemen läßt: „Bürger, der Tag des 10. August nähert sich. Republikaner sind vom Volke abgejant, um in den Nationalarchiven die Verhandlungen über die Annahme der Verfassung niederzulegen. Ihr würdet diese Republikaner beleidigen und beschimpfen, wenn ihr fürder leiden wolltet, daß man in ihrer Gegenwart Stücke aufführt, welche mit einer Unmasse die Freiheit beleidigender Worte und Anspielungen angefüllt sind; ja wenn ihr nicht anordnen wolltet, daß künftig nur Stücke aufgeführt werden, welche würdig sind, von Republikanern gehört und applaudirt zu werden. Das speziell mit der Aufklärung und der Bildung der öffentlichen Meinung betraute Comité hat erwogen, daß die Theater die gegenwärtigen Umstände nicht übersehen dürfen. Zu lange haben sie der Tyrannei gedient, es ist Zeit, daß sie endlich der Freiheit dienen.“ Und man dekretirt, daß wenigstens dreimal in der Woche Stücke, wie Wilhelm Tell, Brutus, Cäjus Gracchus und ähnliche patriotische Dramen aufgeführt werden. Am 20. April 1794 schreibt Billaud-Barennes den dramatischen Dichtern folgendes Programm zur Anfertigung patriotischer Stücke vor: „Nemt den Menschen von seiner Geburt an, um ihn schließlich zur Tugend zu führen durch die Bewunderung der großen Ereignisse und durch den Enthusiasmus, welchen sie einhauchen . . . Das sind lebendige und ergreifende Bilder, welche tiefe Eindrücke hinterlassen, welche die Seele erheben, welche das Gemeine vertiefen, welche den Bürgerfinn und das Menschengefühl elektrifizieren: den Bürgerfinn, dieses höchste Prinzip der Selbstverleugnung, welche selbst wieder die unverfälschte Quelle aller großen bürgerlichen und gesellschaftlichen Tugenden ist.“ Und am 4. August begibt sich ein Konventsmitglied, Maignet, der berüchtigte Protonjul von Avignon, nach Marseille, um auf diesen hochpoetischen und künstlerischen Grundlagen die dortigen Theater zu reorganisieren und zu republikanisieren. „Es ist Zeit, sie endlich an einen vernünftigen Zweck zu erinnern, sie zu einer nationalen Institution zu erheben, sie zu republikanisieren und eine nationale Schule daraus zu bilden, welche durch ihre eigenartigen Sitten die Bürgertugenden lehrt und befördert.“ Er unterzeichnet dies famos Programm und nach ihm zwei Kommissare des Volksratsauschusses für die Reorganisation der Theater. Wir werden in der Folge sehen, welche herrliche poetische Erzeugnisse dieses neue republikanisch-dramatische Programm zu Tage gefördert hat; daß die Kunst, auch die dramatische, ihre eigenen Gejeze habe, davon hatten die törichtesten Staatsmänner jener Zeit keine Ahnung. Doch es ist glücklicherweise durch die Natur der Dinge und Menschen dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen: die Kunst, die ächte, ware dramatische Kunst ist geliebt; die Ungeheuerlichkeiten einer Kunst, welche nur die Magd der Politik sein sollte, sind vergessen und verachtet — „ihre Stätte kent man nicht mehr.“

(Schluß folgt.)

## Aus Deutschlands schlimmster Blut- und Eisenzeit.

Historische Novelle von Carl Cassau.

(1. Fortsetzung.)

Mansfeld streichelte das lange Lockenhar seines Lieblings und lächelte ihn an: „Du heißest nun nicht mehr Mansfeld Hoyer, mein Junge, du heißest von jetzt an Graf Hoyer von Mansfeld, mein rechtmäßiger Son und Erbe. Der Kaiser hat schon vor

Jaresfrist die Ehe meines Vaters und meine eigne legalisirt; daß deine Mutter diesen Tag nicht erleben konnte!“

„Aber“, fur er erst nach einer Pause fort, „aber meine Güter in Lüttich haben mir die Pfaffen weggechnappt; ich habe nun

nur noch mein Schwert, und ich wills gebrauchen. Jedoch nicht für den wortbrüchigen Ferdinand; ich fühle mich protestantisch durch und durch; mit meinem Schwerte will ich protestiren gegen das Pfaffenregiment in Wien und München; der Kaiser soll sich hüten! — Wann brecht Ihr auf gen Magdeburg?“ —

Hierauf folgte ein Familienrat, in welchem beschloffen ward, daß man in nächster Woche die Reise versuchen wolle.

„Was uns anbelangt, Hoyer“, redete Mansfeld dann seinen Son an, „so begleitest du mich mit Stüriz ins Feldlager.“ — Hier klatschte der Knabe in die Hände. — „Ist, zum Schlagen bist du noch zu jung, lerne noch fleißig zwei Jare, so neme ich dich als Kornet in eine meiner Kompagnien auf, denn ich gedente im Elsaß und in der Pfalz werben zu lassen. Nimm Abschied von deinen Freunden, von — Onkel und Tante, in ein par Stunden reisen wir schon ab!“

So geschah es; Hoyer und Jutta liefen zum Nachbarhause, um Stüriz die Umwandlung mitzuteilen; Mansfeld aber nam einen feierlichen Ton an und begann dann:

„Meine Freunde, reicht mir die Hände und versprecht mir zu verzeihen, was ich Euch getan!“

Beide, der Professor und seine Gattin lächelten; was konte ihnen Graf Mansfeld getan haben? Es war gewiß nur wieder einer seiner Soldatenscherze.

„Nun?“

„Wir verzeihen beide im voraus!“

„So hört: ich bin derjenige, der so viel Kummer in Eure Familie gebracht, one es jedoch zu wollen. Bürgermeister Ther Bont, Euer Vater und Schwiegervater, hatte gegen mich als Katoliken und lebelustigen Offizier eine unüberwindliche Abneigung, und ich füllte deshalb wol, daß er mir Gisela, Eure Schwester, Frau Dorotea, nie geben würde; ich überredete die Geliebte deshalb, mir heimlich zu folgen. Sie tat es: in einer dunklen Nacht flohen wir aus Lüttich nach der Republik Venedig, in deren Dienste ich damals trat. Hier gab meine Gisela als mein rechtmäßig angetrautes Weib meinem Knaben das Leben. Ein wonnevolles Leben führten wir in der alten Dogenstadt. Vor acht Jaren aber schon, als ich eben nach Flandern ziehen und in des Kaisers Dienst treten wollte, starb sie mir; auf dem Gottesacker zu St. Giovanni liegt sie begraben.“ — Er stützte den Kopf in beide Hände und startete vor sich hin, dann richtete er sich wieder auf und fur fort: „Ihr, Frau Dorotea, waret damals gerade b. i. Verwandten, wo Ihr Eure häusliche Ausbildung vollenden wolltet; Ihr wißt aber doch wol genug, um mir sagen zu können, daß Ihr mir viel zu verzeihen habt! — Als wir Eures Vaters Verzeihung und Segen selbst erleben wollten, da war er längst tot!“ — Der erste Kriegsmann warf die beiden langen Reiterhandschuhe auf den Tisch und zog dann ein Gemälde auf Elfenbein ausgeführt aus dem Koller und küßte es leidenschaftlich.

Frau Dorotea reichte ihm die Hand und sah über seine Schulter das Bild an:

„Ja, ja, das ist meine Gisela! Ich verzeihe Euch, Graf, auch im Namen meines Vaters und Gatten! — Armes Kind!“

„Sie ist glücklich gewesen und gestorben, Frau Schwägerin, bedauert sie nicht! Sie liebte mich und ihren Son von ganzer Seele!“

Auch der Professor eilte herbei.

„Habe nicht geahnt, solch' gräßliche Verwandtschaft zu haben!“ — Mansfeld wehrte mit der Hand ab. — „Aber das sage ich Euch, Herr Schwager, nun neme ich auch von ganzem Herzen Eure Hülfe an und was Mansfeld, wollte sagen Hoyer, anbelangt, so laßt ihn mir, ich will ihn erziehen zu —“

„Verzeiht, Herr Schwager Professor, er wird und muß ein Kriegsmann werden wie sein Vater und Großvater! Darum soll er bei mir bleiben; zudem wäre er ja nirgend sicher, man konte ihn vielleicht als Geisil gegen mich zurückhalten; nein, nein! — Doch nun, Ihr Lieben, wißt Ihr, was mich zu Euch hinzog schon vier Jare hindurch und warum ich Stüriz und Hoyer in Eure unmittelbare Nachbarschaft brachte! Aber es wird Zeit, wo bleibt Hoyer? — Addio, addio, auf Wiedersehen morgen, wenn ich abreite gen Straßburg; ich glaube fest, ich bin hier kaum sicher in diesem bigotten Neste! — Addio!“

Er eilte klirrenden Schrittes über Schwelle und Korridor und ging ins Nachbarhaus.

Das letztere war ein altes, hochgiebeliges Gebäude. Im Erdgeschloß desselben, in einem düsteren, dunkelgetäfelten Zimmer nach hinten hinaus saß unter Büchern, Violon und allerlei Gerümpel eine lange, schmale Gestalt, halb als Geistlicher, halb als Soldat

gekleidet. Ein langer, schwarzer, schon mit Grau durchschossener Bart floß auf das dunkle Gewand herab und die braunen Augen starteten auf eine Glasretorte, unter welcher eine Lampe brante, während eine wasserhelle Flüssigkeit aus dem langen Halse langsam in kaltem Wasser destilliert wurde.

Man hörte dann laute Stimmen auf dem Korridor, die Thür öffnete sich und Jutta wie Hoyer sprangen herein.

„Stüriz, was machst du denn nun?“ forschte Hoyer, indem er zum Zweck des Bessersehens auf einen danebenstehenden Tisch kletterte.

Stüriz, er war es nämlich, Hoyers schon erwänter Lehrer, ließ sich jedoch nicht stören. Er arbeitete noch eine ganze Weile fort, dann sah er auf:

„Guten Tag, Jutta; warte, Mansfeld, daß die Arbeit nicht verdirbt! — Es ist ein ganz neues Rezept! Warte, warte, nicht so ungestüm!“ fur er fort, als der Knabe sich vorneigte.

„Höre mal, Stüriz“, lachte Hoyer, „wir sollen noch zwei Jare mit Papa im Feldlager leben und fleißig studiren, alsdann werde ich Kornet.“ Und er suchte mit einem Lineale in der Luft herum.

Stüriz hatte unterdes die wasserhelle Flüssigkeit mit destilliertem Wasser verdünnt und begann beides in einem großen Glase zu durchschütteln. Dann prüfte er die Flüssigkeit gegen das Licht, nickte vergnügt, nam ein Kelchglas, schenkte und trank; man sah ihm das Behagen dabei an; Hoyer aber jagte:

„Was trinkst du denn da, Stüriz, Lebenselixir oder den aufgelösten Stein der Weisen, von dem du so oft sprichst?“

„Nein, mein Junge, das ist der ‚nordhäuser Teufel oder Brantwein‘. Ich habe davon gehört und das Rezept im kleinen nachgeahnt; es ist gelungen. Wollt ihr kosten?“

Beide Kinder sprangen hinzu und schmeckten; Jutta rief entrüstet: „Pfui, wie das brennt!“ Hoyer aber lachte: „Schön, schön, aber heiß wie die Hölle; nun, dafür ist es auch Teufelwasser!“

Nach einer Pause begann Hoyer wieder: „Ja, Stüriz, dann pade einmal deine Sachen, — wie bekommen wir die alle mit?“

Stüriz guckte alles recht wehmütig an. „Muß alles hier bleiben, Junge, alles; kann nicht mit ins Feldlager, get nicht!“

Jetzt sah auch Jutta den Gelehrten wieder schelmisch an und begann:

„Stüriz, Mansf—, Hoyer, wollte ich sagen, behauptet, du kontest die Zukunft ergründen aus den Linien der Hand; kannst du? Komm!“ Dabei streckte sie ihm die Hand entgegen.

„Die Kunst ist schwer, meine Tochter,“ nickte der Gelehrte würdevoll, „doch laß sehen!“

Nachdenklich betrachtete er die Linien der innern Handfläche; dann begann er: „Du wirst einem großen Feuer glücklich entkommen und die Gattin eines tapferen Offiziers werden, aber — nein, das übrige sage ich nicht.“

„Sage es doch, bester Stüriz,“ schmeichelte Jutta.

„Gut; aber schweigt gegen jedermann! — Du wirst eines unnatürlichen Todes sterben!“

Jutta lachte ihn laut an.

„Lache nicht, Kind! Sieh hier diese Linie in meiner Hand“ — und er hielt seine Hand hin — „es ist dieselbe, ich sterbe ebenso.“

„Ach was,“ rief Hoyer jetzt lustig, „nun komme ich!“ Und er reichte dem Gelehrten ebenfalls seine Hand dar.

„Du wirst ein tapferer Kriegsmann werden,“ sagte Stüriz trocken.

„Stet nichts vom Heiraten drin?“ fragte der Knabe schelmisch, mit einem Blick auf Jutta.

„Laß sehen! — Ei freilich, doch —“

„Ihr verspricht mir ja, diese Kunst nicht mehr auszuüben!“ fiel hier plötzlich die Stimme des Grafen ein, der sich unbemerkt genähert hatte. — „Gehet, Kinder; Hoyer dich erwarte ich zu Abend früh hier! Addio, Jutta!“

Die Kinder gingen.

Der Graf wante sich wieder an den Gelehrten: „Nun, Stüriz, mache dich bereit auf morgen früh, aber den Fur da“ — dabei schaute er sich um — „laß hier; er würde dich beschweren.“

Nach kurzem Gespräch eilte er wieder in seine Gemächer.

Am andern Morgen ritten drei Reiter zum Tore Ingolstadt hinaus, nachdem sie beim Professor Nauel Abschied genommen. Acht Tage später zog auch der letztere mit seiner Familie ab; ein hochbepackter Frachtwagen fürte die Besitztümer der Reisenden, die in einem bequemen Wagen folgten.

## II.

„Bravo, Kamerad, wie Ihr sprecht,  
So denkt ein mansfelder Reiterknecht.“  
(Nach Schiller.)

Schon in weiter Ferne erkante man das Feldlager; lagen doch die Dörfer verlassen und in Trümmern, weit und breit war keine Menschenseele zu sehen, nur hier und da ritten ein par Reiterknechte dahin, deren Pallasche im hellen Sonnenschein blinkten.

Am äußersten Walle stand ein Posten, ein alter graubärtiger Gefelle, dessen lange Partisane hell wie ein Spiegel glänzte, während an seiner Seite ein langer Raufdegen schwankte. Er war der Typus eines echten Werblings zu Zeiten dieses ungeheuren Krieges, der Deutschland auf Jahrzehnte entkräftete und zu einer Wüste machte. Weiterhin stand eine ähnliche Wache, und so rund herum ums Lager. Schritt man etwas weiter vor, so kam man an die Wachhütte. Es waren Fußgänger, die hier teilweise in einer Bretterbude, teils davor auf der Erde, auf Feldstüben oder Strohfassen und lagen und kurzweilige Gespräche führten. Ein langbärtiger Korporal hatte hier das Kommando.

Der ganze Haufen lachte eben, als zwei Dragoner in den Kreis traten, deren einer die Treppen des Wachtmeisters trug. Im ganzen und großen waren sie wie die Fußvölker in Braun und leberne Koller gekleidet. Lange Raufdegen an der Seite, hohe Stiefel, breite Schlapphüte, mit allerlei Federn geschmückt, vollendeten die Uniform, wozu noch bei den Dragonern ein langes Reiterpistol kam, das im Gürtel steckte.

„Nun Fuchsnier“, begann der Korporal wieder, nachdem das Gelächter geendigt, „was wars dieses mal?“

„Ei, Herr Korporal, 's ist eben nichts; ich sage dem Liesch nur eben, warum er der Werbetrommel nachgegangen ist!“

„Nun, und warum denn?“

„Ei, er hält uns eben ein Kapitel über die Ehrlichkeit, und da machte ich ihn denn nur darauf aufmerksam, daß sich an seine Schreiberfinger beim Abschied von seinem Advokaten in Rotterdam einige Goldsüchse so ganz zufällig gehängt hätten!“

Man lachte nochmal; der Blossgestellte zog sich aber in den Hintergrund zurück.

„Nun, Wachtmeister Werbener“, reichte der Korporal dem Ankommenden die Hand, „wie stets? Bleiben wir noch lange in dieser trübseligen Gegend müßig liegen, oder gibts bald wieder Arbeit?“

„Hans nicht sagen, Korporal Tauscher; doch scheint's weiter nach Süden zum Schlagen gekommen zu sein!“

„Ihr meint zwischen dem Tilly, dem Leuteschinder, und dem tollen Herzog?“

„Ganz bestimmt; unser Graf ist in der größten Spannung!“

„Glaub' aber doch, mit Verlaub, meine Herren“ fiel hier Fuchsnier ein, „daß ihm der Tolle etwas zu schaffen machen wird, dem unbesehbaren Tilly, wie sie ihn nennen; wenn der Braunschweiger nur stärker wäre! Auf die Dauer allein, muß er doch unterliegen!“

„Wol einmal unterliegen“, mischte sich nun der Begleiter Werbeners, ein Freikorporal aus dem braunschweiger Lande, Hans von Hilten, ein, „wol unterliegen, aber nie ganz besiegt werden! — Denkt Euch, Kameraden, ließ der etwa zwanzigjährige Jüngling sein Bistum, Ehre, Würde und Wolleben im Stich und sagte seinem Vaterlande mit zehn Talern in der Tasche Ade, um in Westphalen zu werden: tout pour Dieu et pour Elle\*). Ihr wißt's ja alle, und seitdem trägt er den Handschuh der unglücklichen schönen Elisabeth an seinem Helm. Er will ihn nicht eher ablegen, so hat er geschworen, bis er sie wieder zu Prag auf den Thron gesetzt.“

Hier warf Fuchsnier wieder ein Wort ein:

„Wenn nur der Winterkönig nicht so feige und weibisch wäre! — Verließ unser Her und traute dem schlaunen Kandel\*\*) in Wien; er unterhandelte, während der Baden-Durlacher, der Braunschweiger und Mansfelder alles hingaben, für sein Recht zu kämpfen!“

„Haft recht, Fuchsnier!“ meinte der Korporal. „Ja, ja, das sind noch Männer! Kent Ihr die Geschichte von dem tollen Christian, wie er die zwölf Apostel in die weite Welt schickte?“

„Nein, nein; erzält!“

„Nun, in der paderborner Stiftskirche waren die zwölf Apostel aus getriebenem Silber vorhanden. Christian von Braunschweig

nam sie weg und recitirte: „So gebot Christus: Gehet hin in alle Welt!“ — ließ sie zerbrechen und in die Münze schicken. Er prägte Stücke daraus, worauf eine erhobene Hand zu sehen ist, mit der Inschrift: „Gottes Freund, der Pfaffen Feind!“ — Die Stifter besonders haben diese Feindschaft fühlen müssen!“

„Da ist die Geschichte vom heiligen Liborius noch besser, Jungen“, fiel hier ein Werbling ein.

„Erzält, erzält!“

„Ja, ja, auch! — In Paderborn wars ebenfalls, da stand die achtzig Pfund schwere silberne Bildsäule des heiligen Liborius. Der Braunschweiger ließ sie wegfüren und bemerkte den heulenden Pfaffen: „Wahrscheinlich haben die alten römischen Kaiser diesen Heiligen vierteilen lassen; ich will menschlicher sein, ich lasse ihn zweidritteln!“ Und er ließ lauter funtelnagelneue blitzende Zweidritteln daraus schlagen.“

„Bravo, bravo!“

„Berachtet mir daneben aber den Durlacher nicht!“ meinte ein anderer. „Er ist der erste gewesen, der alles hinweg und für den Glauben das Schwert ergriff.“

„Ja, ja“, begann nun der lustige Fuchsnier wieder, „aber der größte Held von allen bleibt doch unser Mansfelder! Wißt ihr wol noch, Kameraden, wie in Franken die Keuterei im Heere ausbrach, wie ein heller Haufen, wol an die fünfhundert Köpfe stark, sein Zelt umdrängte und nach Sold schrie? Wie er, die Pistolen in der Hand, heraustrat und elf Mann mit eigener Hand niederstieß und die übrigen zu Kreuz krochen? — Mut hat der für zehn! Außerdem ist er der schlaueste von allen; darin komt ihm keiner gleich.“

„Höchstens sein Son!“ bemerkte hier ein anderer Söldling.

„Ja“, nickte Werbener, „der ist des Vaters verjüngtes Ebenbild, ein wahrer Held!“ Und eine Träne glänzte in seinen Augen.

„Ja, hols der Geier und der Schnaps!“ rief auch der alte Korporal Tauscher mit Entziasmus. „Weiß Gott, für den Jungen ließe ich auch mein Leben, wenn es sein müßte.“

Es ward zu Mittag geblasen; die Leute gingen teilweise auseinander und Werbener trat in das Feldherrnzelt. Die Wache wandelte davor auf und ab, drinnen aber war es lautlos stille.

Mansfeld — er war, seitdem wir ihn verließen, bedeutend gealtert, — saß an einem langen Tische vor einer großen Landkarte und murmelte leise vor sich hin.

Jetzt trat Hoyer ein.

Welch' ein schöner Jüngling war er geworden, schlank und wolgebildet; wol war er einen Kopf höher, als sein Vater; von seinem goldbordirten Hute nickte die lange Feder herunter und ein langer Pallasch flirte an seiner Seite. Der junge Lieutenant machte dem Vater Ehre, denn er zeigte sich in der Schlacht mutig, ausdauernd und tollkühn. Neunzehn Jare war unser Held jetzt alt, aber verständig, wie ein dreißiger. Zuweilen jedoch schwamm sein großes, blaues Auge feucht, wenn er an die Professorenfamilie und die „kleine Jutta“, wie er sie stets nante, dachte. Heute aber hatten andre Sorgen bei ihm plaggegriffen: Christian von Braunschweig war wieder im Felde erschienen, hatte mit heimlicher Unterstützung seines Bruders Friedrich Ulrich, des regierenden Herzogs zu Braunschweig, und mit den Mitteln seines Stiftes — er war Administrator von Halberstadt — ein Heer auf die Beine gebracht und versuchte, nachdem sein Bruder, vom Kaiser bedrängt, sich hatte von ihm loszugesagen müssen, mit Verzichtleistung auf sein Bistum, sich mit Ernst von Mansfeld, der aus niederländischen Diensten entlassen, nun ein eignes Heer gesammelt hatte, zu vereinigen, um mit Erfolg dem nachdrängenden Tilly zu widerstehen. Dieser hatte dem Braunschweiger aber vor der Vereinigung den Weg verlegt und sein Heer aufgerieben.

Die Mansfelds, Vater und Son, hatten ein langes, geheimes Gespräch mit einander:

„Unsre Sache mislingt, lieber Hoyer, es bleibt nichts übrig, als du nimmst meinen Empfehlungsbrieff und gehst nach Schweden; an Gustav Adolfs Hofe findest du ehrenhafte Aufnahme, und eine Stelle in seiner siegreichen Armee ist dir gewiß. Du sollst aber nicht allein sein; den Werbener und einige andere gute Gefellen nimmst du mit und behältst sie in allen Lagen bei dir. Wir sehen uns wieder; mein guter Stern wird über uns beiden leuchten.“

„Und wo bleibt Ihr, mein guter Vater?“

„Ich gehe nach England; ich London hoffe ich beides zu finden, Geld und Freunde. Du weißt Bescheid! An dieser Stelle trennen wir uns; ich füre das Heer, damit es Tilly nicht zulaufe, bis an die Niederlande; dort, jenseit der Grenze, entlasse ich's mit Monatslohn; Bartegeld, mein Son,“ — wobei er lächelte. —

\*) Alles für Gott und für Sie (Elisabet).

\*\*) Kaiser Ferdinand.

„Im nächsten Jare stehen wir, so Gott will, besser im Felde! — Im übrigen müssen die Boten vom Braunschweiger bald ein treffen.“

Sie drückten sich die Hand, dann vertiefte sich der General wieder in seine Karte, Hoyer aber ging hinaus ins Lager.

Kurz darauf kam Christian von Braunschweig, der sich mit wenig zahlreichem Gefolge durch Tillh's Scharen seinen Weg gehauen hatte. Der Mansfelder empfing ihn an den Vorposten. Noch auf den Koffen umarmten sich die beiden Kriegsgefährten, dann ritt der ganze Zug, begrüßt durch die Wachen, ins Lager ein; die Führer verschwanden im Feldherrnzelte, und eine halbe Stunde nachher ertönte das Alarmzeichen. Das Lager ward abgebrochen, die fünf Fahnen stellten sich in Marschordnung auf, der Train folgte, und bald war von dem ganzen Lager bei Torkum nichts mehr zu sehen, als die Aschenhaufen, die Ueberreste der Lagerfeuer.

An der niederländischen Grenze hielt der Zug. Die Braunschweiger namen hier Abschied vom Grafen, der selbst jetzt zu scheiden bereit war. Es wurde jedem Manne ein Doppelmonatssold ausgezahlt, alsdann hielt der Graf im geschlossenen Viereck folgende Anrede:

„Soldaten! Nach der verlorenen Schlacht von Stadtkoo seitens meines Waffengefährten, Herzog Christian von Braunschweig, sind wir Mansfeldischen zu schwach, mit 5000 Köpfen den fast achtfachen Scharen Tillh's gegenüber das Feld zu behaupten. Ich

sehe mich deshalb in die unangenehme Nothwendigkeit versetzt, euch, tapfere Kriegsgefährten, aus meinem Dienste zu entlassen. Ich danke euch für eure Treue; in den Niederlanden wird geworben für Schweden und Dänemark; tretet ein, wo es euch gefällt; wer mich aber liebt, der gehe nicht zu den Kaiserlichen über; ihr seid meines Dienstes und Eides damit entlassen!“

Gleich darauf ritt der Obrist einer Fahne vor und rief mit weitgeschallender Stimme:

„Kameraden, wenn unser Feldherr wieder werben läßt, stellen wir, hoffe ich, uns alle wieder ein; — bringt mit mir ein Hoch dem Vorkämpfer des Protestantismus, Grafen Ernst von Mansfeld!“

Donnernd stimmten die langen Reihen ein; der Graf winkte mit der Hand und zog dann, die Tränen zurückdrängend, mit seinem Sone, Wachtmeister Werbener, dem alten Tauscher, Hilten und Fuchsner davon, außerdem zogen zwei Obristen mit, die nach Unterbringung des Trains in den Niederlanden mit dem Grafen nach London abgehen wollten. Eine kurze Strecke reisten alle zusammen weiter, dann nam der Graf einen herzlichen, wehmütigen Abschied von seinem Hoyer, der mit Werbener, Hilten, Tauscher und Fuchsner nach Norden zog, um nach Schweden überzusetzen, während der Graf dem Haag zuzog.

Stürz begleitete den alten Grafen. Norddeutschland aber ward nun im August 1623 schnell von den Kaiserlichen überslutet.

(Fortsetzung folgt.)

## Eine Verhaftung.

(Illustration S. 568—69.)

Er lebte still, ein ehrlicher Mann,  
Und schaffte froh mit emsigen Händen;  
Nichts, was er mit Bedacht begann,  
Blieb ruhn', er mußte es fleißig vollenden.  
Und es pochte das Glück an des Hauses Thor,  
Er schwang sich aus Armut und Not empor  
Und warte und hütete klug und weise,  
Was er gewann mit saurerem Schweisse.

Der Nachbar sah es mit neidlichem Blick,  
Das Seine zerfloß, entchwand mit dem Winde,  
Stets widriger schien ihm das Geschick,  
Fluchwort das launenhafte und blinde — —  
Er hatte sich freilich Tag für Tag  
Behäbig gedehnt, — gedacht: es mag  
Die Arbeit dir nur wenig frommen,  
Es muß das Glück ins Haus dir kommen!

Doch blieb es aus, und es stieg sein Groll.  
Nur trug er heimlich ein heißes Verlangen  
Zu des anderen Kind: schön Edit soll  
Den Mund noch neigen und mich umfassen!  
Des Mädchens rote Wangen glüh'n,  
Die Augen flirren, und zornig sprüh'n —  
Er nahte fest ihr und verwegen —  
Sie ihm Verachtung und Haß entgegen . . . .

Ein Darlehn, das er vom Vater begehrt,  
Ein kleines Darlehn vom reichen Gute,  
Und das ihm jener nicht gewährt,  
Es saß und fraß ihm schon lang im Blute, —  
Nun locht es ihm über, und er sint und sint,  
Wie er dem Braven Verberben spint;  
Da weiß ers schon! — Nach kurzem Bedenken  
Zum Richter siet man den Schritt ihn senken:

„Der Mann treibt Wucher — er muß es gestehn! —  
Und birgt gestolenes Gut in den Kellern,  
So kam er — kont' es anders gesehn? —  
Zu solchem Gold von lumpigen Hüllern!  
Verlortert Gefindel hat er zu Gast,  
Und schwereres leg' ich ihm zur Last, —  
Fast singens die Spazen schon hundertönig:  
Hört, Herr! — Er lästerte selbst den König!“

Der Richter stuzt: „Verhält sichs war,  
Was ihr da sagt, dann soll das Siegel  
Auf all sein Gut, und offenbar  
Gehört er hinter Schloß und Riegel!  
Es wird der saubere Gefell  
Nach mir erscheinen hier zur Stell!“  
Zwei Diener des Gerichts entleihen,  
Ihn herzuholen one Weilen . . . .

Als stürzte der Wände alt Gebäl,  
Als kracht' im Hause jede Fuge,  
Als sterbe jedes Glied ihm, welt,  
In einem ungeheuren Truge,  
So ist dem Armen, — o der Schmach!  
Man sagt, daß schlimmes er verbrach, —  
„Wer sagt es?“ . . . Seine Knie ihm wanken,  
Und kreisend schießen die Gedanken.

Auffschreit die Tochter, gramentsetzt  
Krampt sich ihr Herz in seinen Tiefen;  
Von Tränen heiß die Hand benezt,  
Als ob sie tausend Stimmen riesen,  
Stürmt sie dem Vater nach vors Haus, —  
Umsonst! Sie fürten ihn hinaus.  
Nun weint sie an der Stufen Rande, —  
Und auf dem Hause liegt die Schande! . . . .

Set, wie das Volk dort stet und gafft:  
Die einen mittheilsvoll gewendet, —  
Da einer, der zur dunklen Gast,  
Die er schon kent, ihm Wünsche sendet —  
Die meisten staunend, daß man ihn  
Entfür, der ihnen ehrlich schien,  
Doch böß und schadenstroh der Werber,  
Der abgewies'ne, — sein Verberber! —

Zwar bald, da man ihn schuldlos fand,  
Tritt er aus feuchten Kerkers Pforte, —  
Zur Erde doch den Blick gewant,  
Schleicht er dahin und hört die Worte,  
Die man sich zugerannt im Flug:  
„Habis nicht gewußt? — Er trieb Betrug!“  
Und hier, — mit Grausen saßt's den Armen —  
Hier padten sah ihn die Gensdarmen!

Bergeffen kann ers nimmermehr,  
Geschwärzt, verbittert ist sein Leben:  
Wer wird — so fragt er sich — die Ehr,  
Den guten Ruf mir wiedergeben? . . .  
Die Tochter ihm entgegensteht:  
Vielleicht, daß sie die Wunde heilt  
Mit Liebesworten, zärtlich linden, —  
Wäg' er dem Frieden wiederfinden!

Max Vogler.

**Zur Frage der Massen- und Einzelnahrung.** Es ist schon oft und auch in diesen Blättern erörtert worden, wie der menschliche Körper eine genügende Nahrungsmenge, diejenigen Stoffe enthaltend, welche zur Erhaltung seiner Kräfte und Funktionen nötig sind, in sich aufnehmen muß. Nun ist es wol leicht, dies allen Nahrungsbedürftigen auf dem Papier auseinander zu setzen, aber viel schwerer, ihnen wirklich dazu zu verhelfen. Es verdient daher gewiß alle Beachtung, wenn unsere Industriellen sich diese Aufgabe stellen und Fabrikate liefern, welche geeignet sind, durch Billigkeit und schnelle Zubereitungsweise, besonders den ärmeren Klassen zugute kommend, die nötigen Nährstoffe — Albumin

und Leguminen — zu bieten. So ist beispielsweise die Erbsen- und Leguminosen-Präparatenfabrik in Görlitz (A. Schöcke) bemüht, solche billige und zweckentsprechende Nahrungsmittel auf den Markt zu bringen. Seit der Kriegszeit ist es bekannt, wie die Vereinigung von Erbsen mit Schinken und andern Fleischstücken zu der damals so viel besprochenen und beliebten Erbsenwurst eine wohlschmeckende und zuträgliche Speise bietet. Diese Erbsenwurst wird nun in verfeinerter Gestalt geliefert und stellt sich nach den festgesetzten Preisen, Erbsen mit Schinken und Speck die Portion auf ungefähr 16 Pfennige. Der Fabrikant spricht sogar den Wunsch aus, daß sich die Fleischer mit ihm in Verbindung setzen und nach seinem wolprobierten Rezept selbst Erbsenwurst bereiten möchten. Außerdem liefert die genannte Fabrik auch Erbsen, Linsen und Bohnen (ohne Fleischzusatz) in Tafeln à 12 Pfennige. Eine solche Tafel liefert durch Verbindung mit kochendem Wasser 4—5 Teller Suppe, wovon der Teller also noch nicht 3 Pfennige kostet. Dabei muß auch hauptsächlich in Anschlag gebracht werden, daß etwa nur  $\frac{1}{8}$  der Zeit und Feuerung verbraucht wird, welche sonst nötig, die betreffenden nachstehenden Hülsenfrüchte weich zu kochen. So empfiehlt sich diese Speise sowohl für Mittag und Abend auch denjenigen Frauen, welche außer dem Hause auf Arbeit gehen und ist ihnen sicher viel zuträglicher, als das meist, nur um etwas Warmes zu haben, aufgewärmte Kaffeejurrogat. Auch jeder alleinwohnende Arbeiter kann sich solches Essen schnell in seinem Stubenofen oder an der Herdstatt der Familie, bei der er in Wohnung ist, bereiten.

### Aus allen Winkeln der Zeitliteratur.

**Der Erfinder der Stalfeeder.** Nur ein winziges, einfaches Ding ist es, kaum anderthalb Zoll lang und  $\frac{1}{4}$  Zoll breit, das seinen Erfinder zum Millionär gemacht hat. Dasselbe ließe sich, wie man die Nähnaedel, die einäugige Königin der modernen Industrie genant hat, als „die einäugige Königin der heutigen Literatur“ bezeichnen: — jene beherrscht die Stoffe, in die wir uns kleiden, diese regiert unser Schriftwesen. Denn bekanntlich greifen schon seit Jahrzehnten die Schreibfänger der gesamten Kulturwelt zur Stalfeeder, nicht mehr zum alten Gänsekiel, mit welchem zugleich das Federmesser in den wolverdienten Ruhestand gesetzt ward. Der Erfinder dieses unscheinbaren Gehilfen, Mr. Mason, war der Sohn eines armen Arbeiters in Birmingham, noch bis hinein in sein höheres Mannesalter, ebenso wie Stephenson, der Vater der Lokomotive, hartschaffender Arbeiter selbst. Alles, was er besaß, dankte er nur sich, seinem Erfindungsgeiste, seiner Betriebsamkeit und seiner strengen, unwandelbaren Gewissenhaftigkeit. Daß diese letztere Eigenschaft außer dem moralischen auch von hohem geschäftlichen Wert ist, wird in unserer Zeit leider zu oft verkannt. Mason war ein Mann, der in eigenen Schuhen einherging, a hardworking selfmade man, wie die Briten sagen. Dieser Mann ist jetzt in Birmingham im hohen Alter gestorben. Mit seiner Stalfeeder hat er sich aber nicht bloß in die Kulturgeschichte des 19. Jahrhunderts, sondern durch großartige Schenkungen, die er schon seit jeher aus seinem ungeheuren Vermögen auf Waisen- und Armenanstalten, Schulen und für andere gemeinnützige Zwecke verwandt, sowie durch Vermächtnisse tief in die Herzen der Mitt- und Nachwelt eingeschrieben. — In Deutschland war die Stalfeeder übrigens schon vor Mason erfinden.

### Literarische Umschau.

**„Russische Literatur und Kultur.** Ein Beitrag zur Geschichte und Kritik derselben von J. J. Honegger. Leipzig, 1880. J. J. Weber.“ Dr. J. J. Honegger, Professor an der Universität Jürich, hat sich durch seine gediegenen kultur- und literarisch-historischen Werke, vor allem der „Literatur und Kultur des 19. Jahrhunderts“, der „Grundzüge einer allgemeinen Kulturgeschichte der neueren Zeit“ und des „Ratichismus der Kulturgeschichte“, einen hochgeachteten Namen erworben, und seine Tätigkeit in dieser Richtung verdient in der Tat die wärmste Anerkennung. Als ein besonderer Vorzug tritt uns aus seinen Schriften namentlich ein feines Verständnis des Zeitgeistes entgegen, wie man es leider nicht bei allen Autoren, die dasselbe Gebiet bearbeiten, wiederfindet. Auch in dem vorliegenden Werke, das seinen Ursprung insbesondere der häufigeren Verklärung mit dem Russentum, wozu dem Verf. in Jürich hinreichende Gelegenheit geboten war, verdankt, demart sich allenthalben der scharfe Blick, mit dem er seine Materie zu durchdringen pflegt. Er hat bei seiner Arbeit ein reiches Material, neben eigenen Beobachtungen und den Hauptwerken der russischen Literatur selbst vor allem die Aufzeichnungen deutscher und englischer Reisenden und einige französische Schriftsteller, benutzt, und wenn er in der Einleitung eine gedrängte Darstellung der „Grundzüge der Geschichte Russlands“ gibt, so befolgt er im weiteren überall die glückliche Methode, die gegenwärtigen Zustände des großen Czarereichs in rein geistiger sowohl wie volkswirtschaftlicher und politischer Hinsicht immer aus dem Charakter der Vergangenheit Russlands, der despotischen Regierungsform und den mannichfachen Kulturinflüssen, denen es ausgesetzt war, zu erklären. „Ich wollte weiter nichts als ein Resümé geben über die heutigen russischen Kulturzustände, sine ira et studio, aber auch absolut ohne alle Schminke oder Verhöhnung, scharf und streng, was am Abichlusse der bezüglichen Studien meine Ueberzeugung geworden....“ Ist das Gemälde, das ich entworfen, in vielen Partien ein abstoßendes und dunkles, so ist ganz gewiß nicht der Zeichner schuld. Ich bin zu der Ueberzeugung gekommen, daß es eben nicht besser hier; und in erster Linie

waren hierin für mein Urteil bestimmend alle, eine Ausnahme, alle ersten Autoren der Russen leider, die um nichts heller malen, im Gegenteil. Es ist doch gewiß ausschlaggebend, wenn die ersten Geister einer Nation in einer ganz bestimmten, absolut übereinstimmenden Weise über die vaterländischen Zustände aburteilen; nur Verblendung oder Eigensinn könnte sich dieser mächtigen Stimme verweigern....“ Glänzend und geistreich ist die russische Literatur behandelt, welcher Honegger auch den größeren Teil seines Wertes gewidmet hat. Eine allgemeine, überaus zutreffende Charakteristik des russischen Schrifttums, welche diesem Abichnit vorausgeschickt ist, leitet die hier entworfenen und farbenvoll ausgeführten Bilder von vierzehn Schriftstellern ein, bei deren Auswahl sich der Autor vor allem durch die Romanhaftigkeit, von den verschiedenen Parteien, Richtungen und Schulen, die sich nacheinander abgelöst haben, das Vorwort mindestens je eines Vertreters zu geben, bestimmen ließ. So ist das 360 Seiten umfassende Buch in jeder Hinsicht ein sehr verdienstvoller Beitrag zur Kenntnis namentlich des heutigen Russland, der die größte Beachtung und wärmste Empfehlung beanspruchen darf. Dr. M. S.

### Redaktionskorrespondenz.

**Ludenwalde.** Maurermeister J. Der betreffende alte Schulmeister hat also behauptet, wir Deutschen könnten mit dem Militärwesen ganz zufrieden sein, es wäre auch hier wie anderswo besser geworden und nicht schlimmer, hauptsächlich sei die Dienstzeit jetzt kürzer, — zu seiner Zeit, in den dreißiger und vierziger Jahren wäre man mit drei Militärdiensten nicht davongekommen! So — das hat der Schulmeister behauptet? Nun — der Mann hat Jhnen entweder ein  $\lambda$  für ein  $\mu$  machen wollen oder er ist wegen ganz kläglichen Gedächtnisses zu beharren. Umgekehrt wird ein Schuh daraus! In Preußen dauerte der aktive Infanteriedienst grade während der Zeit von 1833 bis 62 nur zwei Jahre, und 1852 wurde er dadurch, daß die Rekruten nicht, wie bisher, zum Oktober, sondern zum April eingestellt, aber nicht früher entlassen werden, als ebenda, auf  $\frac{1}{2}$  Jahr verlängert. 1857 brachte uns erst die noch jetzt geltende dreijährige Dienstzeit, die allerdings in ihrem vollen Umfange seit der Militärreorganisation, deren Durchführung die Zeit von 1860—66 in Anspruch nahm, nur auf dem Papier bestand. Die Militärbehörden zogen nämlich die Rekruten stets viel später und zwar bis zu  $\frac{1}{2}$  Monaten später, ein, als sie die Mannschaften zur Reserve entlassen hatten, sobald sich die Dienstzeit in der Tat im ganzen und großen auf 2 Jahr  $\frac{1}{2}$  Monat reduzierte. Seit jener Zeit wurde jedoch dieser Zwischenraum wieder befähigt kürzer; im Jahre 1874 betrug er nur noch wenig über drei Monate, und in diesem Jahre wurde er auf nur 5 Wochen verkürzt. Dafür wird allerdings seitdem ein Teil der Mannschaften, anfänglich über die Hälfte, schon im zweiten Herbst nach der Einstellung entlassen. Aber auch hierin ist in den letzten Jahren wieder eine Rückbewegung eingetreten, indem schließlich wenig mehr als ein Drittel der Eingestellten dieser Nachlass in der Dienstzeit zuteil wurde. — Soviel für Jhren Schulmeister! Wenn Sie ihn wieder auf Holzwege erwidern, brauchen Sie es uns nur mitzuteilen.

**Solingen.** Fabrikarbeiter D. S. Für den Jugendunterricht, welchen Sie Ihren Mitteilungen dann gewidmet haben, sind Ihre Verse in Form und Inhalt nicht übel, insbesondere verraten sie Gefühl und Sehnsucht nach dem Guten und Schönen. Druckfehler sind sie allerdings nicht, dazu müßten Sie zum mindesten erst die deutsche Sprache zu beherrschen gelernt haben, damit Sie Ihren Gedanken treffenden Ausdruck geben können.

**Wiesbaden.** Frau P. T. Daß Sie durch die Brille Ihrer Mutter, welche blind war und durch Operation wieder zum Tagelicht gelangte, nichts zu sehen vermögen, braucht Sie nicht im mindesten zu bemerken. Diese Brille, deren eines Glas Sie Ihrem Bräutigam an uns beigelegt haben, ist eine Starbrille, welche keinen anderen Zweck hatte, als die aus dem Auge Ihrer Mutter durch die Operation entfernte natürliche Sehhöhle, welche tranthaltig getrübt war, zu erzeugen. Deshalb sind die Gläser der Starbrille konvex, d. h. linsenförmig, nach außen gewölbt, geschliffen, entweder nur nach einer Seite oder nach beiden, in welcher letzterem Falle sie Bikonvexgläser genant werden. Ihnen selbst nun die natürliche Sehhöhle nicht, Sie können also Konvexgläser zum Erlaß derselben nicht gebrauchen. Dafür sind Sie kurzsichtig, d. h. in Ihren Augen werden die gleichlaufend einfallenden Lichtstrahlen nicht, wie sie sollten, an der Retina, diesem in einer hautartigen Ausbreitung des Sehnerven bestehenden Endbestandteile des Augapfels vertritt, sondern fallen bereits vorher zusammen. Sie brauchen deshalb nicht ein Glas, welches, wie die konvexen, die Lichtstrahlen sammelt, sondern welches sie in einer der Sehähigkeit ihres Auges entsprechenden Weise zerstreut, und dies tun die konkaven Gläser, die hohl sind, nach innen gewölbt, geschliffen sind. Lassen Sie sich von einem Arzte angeben, wie scharf die für Sie zweckmäßigsten Konkavgläser sein müssen; eine Prüfung des Auges kann darüber nichts bestimmen.

**Bombor** (Komitat Vacs). K. D. R. 1) Ueber die Ursachen und das Wesen des Rachtmangels oder der Mondsucht ist auch heute noch nichts zuverlässiges und genügend anlässendes bekannt. Vielleicht werden die seit kurzem in eingehenderer Weise vorgenommenen wissenschaftlichen Untersuchungen, welche an die Leistungen des Magnetseers Hansen angeknüpft wurden, auch in dieses interessante Gebiet der natürlichen Erscheinungen endlich helles Licht. 2) Derjenige unterer Herren Mitarbeiter, welcher die Prüfung der Unterrichtsreise zur Erlernung der deutschen Sprache, sowohl der von Sander, als der anderen von Karl Schiller übernommen hat, ist leider bisher durch seine eigentlichen Berufsarbeiten verhindert gewesen, jene zeitraubende und schwierige Arbeit zu beenden. 3) Das beste und umfassendste Wörterbuch der deutschen Sprache ist das von den Gebrüdern Grimm 1852 begonnene, an dessen Fortsetzung heute noch, im Geiste der ursprünglichen Verfassers von dem jetzigen Professor Quilbran gearbeitet wird. Im Umfang gleichfalls nichts zu wünschen übrig lassend, ist das Wörterbuch von Sander, desjenigen Germanisten, der gegenwärtig, um einen Ersatz zu finden, aber vielleicht am besten passenden Ausdruck zu gebrauchen, „am meisten in der Mode“ ist. Beide sind für Sie unbedingt viel zu umfangreich und auch sehr kostspielig, wenn auch für die Fälle ihres Inhalts keineswegs zu teuer. Wenigen dürften Ihnen die zwei Bände des Wigand'schen Wörterbuchs, das Sie durch jede größere Buchhandlung beziehen können.

**Wolfsbüttel.** Fr. C. Ihre Gedichte. — Adm. Fiedler Heinrich: Ihre Humoresken. — Freising. Bertold B. Ihr Drama und Ihre Novelle — sind nicht zu verwenden.

### Zur gefälligen Beachtung für die geehrten Mitarbeiter der „Neuen Welt“.

Bei der Ueberfülle der an uns gelangenden Manuskriptsendungen wird es uns in Zukunft nicht mehr möglich sein, unverlangtes zu remittieren; doch werden wir auf jede an uns gerichtete, vorherige Anfrage betreffs uns einzufendender Manuskripte gern Antwort erteilen. Leipzig, am 3. August 1881.

Die Redaktion der „Neuen Welt“.

**Inhalt.** Herrschen oder dienen? Roman von M. Kautsky (Fortsetzung). — Das Opfer einer geistlichen Intrigue. Eine Historie aus der Zeit der Hexenprozesse, von J. H. (Schluß). — Das Theater zur Zeit der französischen Revolution, von B. Sincerus. — Aus Deutschlands schlummerndem Blut- und Eiszeit. Historische Novelle von Carl Cassan (Fortsetzung). — Eine Verhaftung. Gedicht von Max Vogler (mit Illustration). — Zur Frage der Massen- und Einzelerklärung, von Luise Otto. — Aus allen Winkeln der Zeitliteratur: Der Erfinder der Stalfeeder. — Literarische Umschau. — Redaktionskorrespondenz. — Zur gefälligen Beachtung.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Max Vogler in Göhlis-Leipzig (Mödenersche Straße 30d). — Expedition: Färberstr. 12. II. in Leipzig. Druck und Verlag von Franz Goldhausen in Leipzig.